

Vom Wesen und Wandel des Mäzenatentums

von Professor Dr. Max Spindler

Vortrag, gehalten vor den „Freunden und Förderern der Ludwig-Maximilians-Universität in München“ im Lichthof der Münchener Universität am 24. Oktober 1958.

Euer Magnifizienz!
Verehrte Damen und Herren!

Es ist wahrlich eine Freude, ein paar Gedanken über dieses Thema vortragen, eine Skizze vom Mäzenatentum, seinem Wesen und Wandel entwerfen zu dürfen, hier in diesem Raum und Rahmen, vor Ihnen und angesichts des Erinnerungsmales des bayerischen Königs Ludwig I., der das Mäzenatentum in sich dargestellt hat wie nur je ein Fürst, leuchtend in seiner Zeit und bis in unsere Tage, in einer Größe, die wie ein Höhepunkt und Abschluß zugleich erscheint, so daß sich uns sofort die Frage aufdrängt:

Ist das Mäzenatentum denn nicht eine Erscheinung, die hinter uns liegt, ist es nicht ein Gegenstand lediglich historischer Betrachtung geworden? Kann man denn noch in der Gegenwart von Mäzenatentum sprechen?

Es würde dem Sinn dieser Stunde zuwider sein, wollten wir in eine subtile historische Analyse eintreten, aus dem geschichtlichen Stoff eine Ur-, eine Idealgestalt des Mäzenatentums herausmeißeln und seine Erscheinungsformen im Lauf der Zeiten an dieser Urform kritisch messen. Was ist denn Mäzenatentum anderes als freiwillige Förderung geistiger Werte aus großer Gesinnung?

So gefaßt, ist das Mäzenatentum an keinen Stand und keine Zeit gebunden, ist zeitlos und kann immer wieder neu erstehen, ist zeitlos — wie die Begegnung von Macht und Geist, der es im letzten seinen Ursprung verdankt, bei der wie von unsichtbarer Hand Samenkörner ausgestreut werden mit einem ungewissen Schicksal als ein Angebot des Himmels, sie können verdorren, sie können keimen und wunderbare Früchte tragen, ein Schauspiel, das sich seit den Urzeiten der Menschheit immer wiederholt: die Konfrontierung der Macht, gleichviel welcher Art, mit dem Geist, der wehrlos ist, und mit dem Schwert doch nicht bezwungen werden kann, weil er stärkere Waffen besitzt, unsichtbare und darum unheimliche, der tötet, wenn man ihn mißachtet, und verklärt, wenn man einen Bund mit ihm eingeht.

Wir könnten Beispiele solcher Begegnungen in der Geschichte aufsuchen. Nur eine sei angeführt, jene Szene, als der gewaltige Dschingis-Khan in die Moschee von Buchara eindrang, nicht um die dort versammelte, erschreckte und bebende Priesterschaft niedermachen zu lassen wie die Besatzung der Stadt, die er vernichtet hatte, er wagte nicht es zu tun, sondern um — blitzartig erkennend, daß er bei *diesem* Gegner die Waffe wechseln müsse — die Kanzel zu besteigen und mit dem *Wort* zu wirken, um einzuschüchtern oder vielleicht gar zu gewinnen, ein Barbar, der am Ende sich der Weisheit eines gelehrten Chinesen beugte und sich von ihm beraten ließ.

Was uns hier bei Dschingis-Khan in grandioser Vereinfachung entgegentritt, das hat sich im Gang der Geschichte in tausend Abwandlungen wiederholt, ist entweder unfruchtbar und ohne Beitrag für die menschliche Kulturentwicklung geblieben oder hat Früchte getragen und sich emporgeläutert bis zu reifem Mäzenatentum, es ließen sich solche Früchte aufzeigen von Theoderich bis zum Staufer Friedrich II., von den hohen mäzenatischen Zeiten unter den Pisistratiden im alten Hellas bis zum fürstlichen Mäzenatentum der Neuzeit, bis zu Carl August von Weimar und Goethe, der seinen Herrn unsterblich gemacht hat durch Schöpfungen, die der Menschheit angehören: „Mir hat er gegeben, was Große selten gewähren, Neigung, Muße, Vertrauen, Felder und Gärten und Haus, Niemand braucht' ich danken als ihm.“ Und auch der geistlichen Fürsten müßten wir gedenken, etwa des Bischofs Pilgrim von Passau, der den Spielleuten seine Gunst gewährte und so das deutsche Volksepos weiter überlieferte, oder der geistlichen Gönner Walthers von der Vogelweide, oder der Schönborn und ihres weiten Reiches der Kunst am Main und Rhein, oder der Bauprälaten des süddeutschen bayerisch-österreichischen Raumes, und auch vom Wiener Adel müßten wir sprechen und seinen Verdiensten um unsere klassische Musik — immer würden sich neue Spielarten mäzenatischen Verhaltens, mäzenatischer Gesinnung und Leistung offenbaren, und dabei würde doch eine Lücke bleiben, trotz allen Bemühens sie zu schließen, indem wir nicht würdigen könnten, was wir dem stillen, dem geheimen Mäzenatentum schulden, das es

seit je gegeben hat, das auf das Lob der Mitwelt und den Dank der Nachwelt verzichtet. Welch unermeßlicher Reichtum an Werten abendländischer Kultur ist dem Mäzenatentum zu verdanken, indem es schöpferische Kräfte entband und ihnen eine Heimstätte bot!

Bei aller Fülle im einzelnen, die *reichste*, farbigste Blüte entfaltete das Mäzenatentum an den italienischen Renaissancehöfen in Florenz und Rom, in Parma und Mantua, mit ihrer Pflege nicht bloß der bildenden Kunst, sondern der Künste insgesamt und der Wissenschaft dazu und ihren Fürsten, die selbst Künstlern und Gelehrten glichen, wie Alfons I. von Neapel, der Bauherr war, ein begeisterter Freund der Musik, ein Gönner der Humanisten, der mit italienischen und spanischen Scholastikern zu disputieren verstand, der als Zeichen seiner innigen Verbindung mit der Wissenschaft ein aufgeschlagenes Buch in sein Wappen aufnahm, der immer danach strebte, das Leben zu verschönern und jeden Genuß zu verfeinern. Welch ein Abstand von der rohen Szene von Buchara, wenn wir diesen Fürsten beobachten, wie er den Disputationen der Gelehrten lauschte, in einem Eckfenster seiner Bibliothek sitzend, mit dem Blick auf den Vesuv und die Küste von Sorrent, höchsten Natur- und geistigen Genuß in eins verschmelzend!

Die *feinste* Blüte des Mäzenatentums bescherte uns das alte Rom, das augusteische Zeitalter. Sie ist bis heute nicht verwelkt, sie hat dem Mäzenatentum den Namen gegeben und ist ein Symbol geworden: Reinheit der Gesinnung, Uneigennützigkeit, Freiwilligkeit, inneres Verständnis, menschlich warme, zarte Beziehung, ja Freundschaft, das alles ist hier gegeben.

Das Besondere jener Begegnung ist vielleicht dies gewesen: Alfons von Neapel konnte im Umgang mit seinen Schützlingen über dem Menschen den König vergessen machen, aber er besaß ein hochgespanntes Herrscherbewußtsein, das einen im Grunde unüberbrückbaren Abstand zu seiner Umgebung schuf. Ähnlich Ludwig I., der laut verkündete: „Künstler und Gelehrte sind bei uns zu nieder gehalten“, sie in seine Nähe zog, mit dem Maler Cornelius Arm in Arm durch die Straßen ging, so daß der ganze Hof daran Anstoß nahm. Aber, wenn Vertrautheit zu Vertraulichkeit zu werden schien, oder gar wenn sein Verdienst um die Kunst nicht an erster Stelle gerühmt wurde, dann konnte er das Gespräch mit dem herrischen Wort abbrechen: „Ich, der König, bin die Kunst von München.“

Dort, in Rom, war *auch* die Macht mit im Bunde, in der Person des Kaisers, aber sie vergrößerte nicht die Entfernung von Mensch zu Mensch, sie trat nicht fühlbar in Erscheinung, sie gab der Tafelrunde auf dem esquilinischen Hügel die Weihe, den Glanz, die Bedeutung, ohne die menschlichen Beziehungen zu belasten, zu stören, so daß eine seltene Harmonie menschlicher Verhältnisse gegeben war, ein vollendeter Gleichklang zwischen Reichtum, Macht und Geist, der in dieser Reinheit wohl nicht mehr erklingen ist.

Überspringen wir die Jahrhunderte und nennen wir ein Beispiel, wo von diesen drei Komponenten die Macht fehlte: Als im neunzehnten Jahrhundert der Kölner Großkaufmann Gustav Mevissen, der Typ eines modernen bürgerlichen Mäzens in reiner Ausprägung, den Gedanken der Errichtung einer Handelshochschule in Köln faßte und 1879 eine namhafte Summe stiftete, dauerte es Jahre, Jahrzehnte, bis die am Ende auf eine Million Mark erhöhte Stiftung wirksam werden konnte, bis sie Nachehrerung geweckt und der Gedanke des Stifters sich durchgesetzt hatte, bis alle Widerstände überwunden waren. Erst 1901, zwei Jahre nach Mevissens Tod, trat die Handelshochschule ins Leben. — Hier war, wie beim bürgerlichen Mäzenatentum überhaupt, die Macht nicht mit im Bunde, hier war niemand da, der ein Machtwort hätte sprechen können, hier fehlte jenes Gleichgewicht, das im alten Rom neben Maecenas und Horaz durch den Kaiser, durch Augustus, gegeben war.

Das bürgerliche Mäzenatentum, das sich seit dem ausgehenden Mittelalter neben dem fürstlichen entwickelte, wird gerne etwas unterbewertet. Es ist leicht gesagt, zum Mäzen gehöre die Geste des Seigneurs, und eben das habe den ehrenwerten Patriziern gefehlt, und gewiß ist nicht jeder Bürger, der nur aus frommer Gesinnung einen Altar stiftete oder ein Gemälde in Auftrag gab, schon ein Mäzen gewesen. Die Bedingungen waren schwerer. Für die Fürsten und den Adel war die Pflege der Künste und Wissenschaften Tradition, Teil ihres Lebensinhaltes, ihrer Lebensgestaltung. Die Bürger mußten sich erst in diese Ebene emporarbeiten. Dazu kam: in die Kasse der Fürsten flossen nicht bloß die Erträgnisse aus ihren eigenen Domänen, sondern auch die Steuern der Untertanen. Der Bürger dagegen mußte jeden einzelnen Gulden selbst erwerben und hatte sonst keine Hilfsquellen. Es dauerte bei den Fuggern bis in die dritte Generation, bis sie es den Fürsten im Mäzenatentum gleich tun konnten und bis in die fünfte, bis das Geschlecht einen Mäzen hervorbrachte vom Rang des Hans Fugger, der in der

Lage war, eine Summe von dreihunderttausend Gulden für Bauten, Malereien, Kunstgegenstände auszugeben, einen Millionenbetrag für die damalige Zeit, eine Summe, die, wie sein Biograph meint, kein Privatmann der Zeit auch nur annähernd für Kunstzwecke ausgegeben habe, und dies nicht aus Besitzer- oder Sammlerehrgeiz, sondern weil er die Kunst liebte.

Die Problematik, in die mit der wachsenden Neuzeit das Mäzenatentum geriet, liegt nicht in den eben angedeuteten Schwierigkeiten, sondern in einer Entwicklung, die die neueren Jahrhunderte trotz ihres Kultes der Persönlichkeit mit sich brachten, in der zunehmenden Entpersönlichung des Mäzenats und der damit verbundenen Gefährdung seines Grundcharakters.

Es hat natürlich immer Beispiele für das Gegenteil gegeben, bis in die Gegenwart, Mäzene, die die menschliche Beziehung herzustellen und aufrechtzuerhalten verstanden. Der eben genannte Gustav Mevissen hat in seiner Spätzeit ständig zwei oder drei junge Historiker subventioniert zur Erforschung der rheinischen Geschichte, ist mit ihnen in Verbindung gestanden und hat sich an ihren Fortschritten erfreut, und es war ein schönes Zeichen des Dankes der Geförderten, daß sie ihrem Freund und Gönner zum achtzigsten Geburtstag einen Band gesammelter Aufsätze widmeten. Ein anderes Beispiel ist die großartige Schöpfung des Nobelpreises, der immer einer Persönlichkeit zuerkannt wird.

Im ganzen aber ging die Entwicklung auf Versachlichung hin. Die Fürsten traten zurück, und neben ihnen und über sie empor wuchs der Staat, der die Pflege von Kunst und Wissenschaft übernahm, der Staat als ein unpersönliches und unvorstellbares Etwas. An die Stelle der aus gewiß nicht immer rein mäzenatischen Motiven erfolgten, aber immer persönlichen und freiwilligen Förderung der Kunst und Wissenschaft durch den Fürsten trat die Etatposition im staatlichen Haushalt, trat die pflichtgemäße Förderung durch den Staat, trat die staatliche Pflichtleistung. Das Mäzenatentum war damit keineswegs überflüssig geworden, im Gegenteil, der Staat mußte ja erst in seine Aufgabe hineinwachsen, außerdem erhob sich jetzt die Gefahr einer staatlichen Lenkung, eines Kulturetatismus, staatlichen Dirigismus, eines „amtlichen“ Mäzenatentums, gegen die das wahre Mäzenatentum einen Schutz bieten konnte, sofern es selbst sich von Einengungen freihielt. Das Mäzenatentum war notwendiger denn je, zumal die Mittel des Staates, der fortan die Hauptlast zu tragen hatte, nicht ausreichten.

Der Prozeß der Entpersönlichung, der Versachlichung, griff auf die Partner selbst über, zuerst auf der Empfängerseite, indem eine Verschiebung eintrat von der Person zur Sache, von der Persönlichkeit zum Werk, wie man heute allenthalben beobachten kann. Das Werk wird in den Vordergrund gerückt. Man fördert die Persönlichkeit, nicht damit sie in freier Entscheidung und freiem Schöpfungsakt irgend ein Werk hervorbringe, sondern damit sie ein ganz bestimmtes Werk erzeuge, eine ganz bestimmte Leistung vollbringe. Oder es tritt die Einzelperson überhaupt zurück. Man bedenkt eine Anstalt, man spendet für die Arbeitsstätte, wo die Forschung durchgeführt werden soll, das Seminar, das Institut, das Laboratorium, die Klinik, die Fakultät, die Universität, die Akademie, oder man fördert Gruppen, wissenschaftliche Gremien, gelehrte Kommissionen, Gesellschaften, Vereinigungen, man fördert am Ende ein Abstraktum, „die Kunst“, „die Wissenschaft“ mit ihren zahlreichen Organisationen, man gibt für „wissenschaftliche Zwecke“ — und damit wächst die Entfernung vom Spender bis zum letzten, die eigentliche Arbeit durchführenden Empfänger oft ins Nebelhafte, und die schöne menschliche Beziehung, die das echte Mäzenatentum kennzeichnet, wird blaß.

Es muß nicht so sein. Die persönliche Beziehung kann gewahrt werden, wenn sie von beiden Seiten gepflegt wird als Verbindung wenigstens mit der Institution oder Organisation, die beschenkt worden ist, aber es liegt die Gefahr nahe, daß sie sich ins Leere verflüchtigt.

Hier ist der Ort, des *Stiftungswesens* zu gedenken. Bei ihm dominiert der Zweck, der „Stiftungszweck“.

Das Stiftungswesen ist keine Schöpfung der Neuzeit, wenn es auch in der Form, in der wir es kennen, erst in der Neuzeit durchgebildet worden ist. In England hat man schon frühzeitig, schon unter Königin Elisabeth I., das Bedürfnis empfunden, eine Rechtsform für die Stiftungen in einem Statut festzulegen, das als die Magna Charta der englischen und auch der amerikanischen Stiftungen bezeichnet worden ist, das segensreich gewirkt und den Stiftungseifer beflügelt hat. Man weiß um die großen angelsächsischen Stiftungen mit ihren interkontinentalen Ausstrahlungen, ihrem Dienst am Gemeinwohl, ihrer Unterstützung der Wissenschaft, auch der deutschen, mit ihren Riesenvermögen, besitzt doch die Fordstiftung

vom Jahre 1936, die freilich die bei weitem größte dieser Stiftungen ist, ein Kapitalvermögen von gegenwärtig über einer halben Milliarde Dollar, und es ist weiter bekannt, daß die meisten amerikanischen Universitäten Stiftungen sind, wie es denn auch nach dem Ende des letzten Krieges schwer war, manche amerikanische Besatzungsbehörde zu überzeugen, daß die deutschen Universitäten dies nicht sind.

Für Deutschland gelten andere Voraussetzungen, die den Vergleich nicht zulassen, aber es darf wohl auch behauptet werden, daß im jungen industriellen Reichtum in Deutschland von 1914 die Erkenntnis, daß Reichtum verpflichtete, nicht im selben Maß durchgedrungen war wie in den angelsächsischen Ländern. Um so rühmlicher sind einzelne Großtaten, die aus jener Zeit genannt werden können: etwa, wenn wir uns auf die Förderung von Wissenschaft und Bildung beschränken, die „Ludwig-Gehe-Stiftung“ in Dresden, mit einem Kapital von zwei Millionen Mark errichtet vom Dresdner Großkaufmann Ludwig Gehe, 1885 eröffnet, die zu einer hervorragenden Bildungsstätte von Dresden und Sachsen wurde, oder die vorbildliche Tat von Werner Siemens, der in einer Zeit, in der die Firma Siemens und Halske erst zweitausend Mitarbeiter zählte, einen Wert von einer halben Million Mark stiftete und damit die Errichtung der Physikalisch-technischen Reichsanstalt unter Helmholtz 1887 ermöglichte, oder das Verdienst der Familie Lanz, die 1909 zur Begründung der Heidelberger Akademie der Wissenschaften eine Million opferte, oder die Robert-Bosch-Stiftung für die Technische Hochschule Stuttgart vom Jahre 1910 mit einem Kapital von gleicher Höhe, oder die Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, 1911, die zum guten Teil mit Stiftungsmitteln ausgestattet wurde, oder die Gründung der Universität Frankfurt im Jahre 1914, die ihrem Ursprung nach eine reine Stiftungsuniversität war, geschaffen durch Frankfurter Bürgersinn, durch die Tatkraft des Oberbürgermeisters Adickes, den Weitblick und Opfersinn des Großkaufmanns Wilhelm Merton, des Privatbankhauses Gebrüder Sulzbach, heute Kirchholtes & Co., und durch die Uneigennützigkeit anderer, im ganzen rund fünf Dutzend Stifter.

Das alles war Mäzenatentum, wenn auch in gewandelter Form, freiwillige Förderung der Wissenschaft und Kunst, Leistung Einzelner, die mit ihrem Privatvermögen, ihrem Familienvermögen, aus freiem Antrieb, aus mäzenatischer Grundhaltung heraus geistige Werte schufen und pflegten, Verdienst von Persönlichkeiten, die noch irgendwie berührt waren vom Geist des deutschen Idealismus, sich über ihre immer materialistischer werdende Umwelt erhoben und für die auch der innere Lohn etwas bedeutete. Die Hamburger Bankiersfamilie Warburg hat vierzig Jahre lang ein kulturwissenschaftliches Institut finanziell getragen, das von einem Familienmitglied ins Leben gerufen worden war, das Warburg-Institut, das der Hamburger Universität als eine Art Kunsthistorisches Seminar zur Verfügung stand und heute als ein Teil der Universität London fortbesteht. „Die Tätigkeit dieses Instituts hat“, schreibt Max Warburg, „unserer ganzen Familie eine Bereicherung des Lebens gebracht und den Gesichtskreis eines jeden von uns auf eine vorher nie geahnte Weise erweitert.“

Stiftungen gleichen immerwährenden Spenden, wollen es wenigstens nach dem Willen ihrer Stifter sein. Nach einer Aufstellung vom Jahre 1913 gab es in Bayern 889 Stipendienstiftungen. Die meisten waren in Unterfranken errichtet worden, 205 an der Zahl, in Schwaben 160, in Oberbayern 133, in Mittelfranken 127, in Oberfranken 101, in der Oberpfalz 71, in Niederbayern 60, in der Pfalz 32; das kleine Schweinfurt besaß 47, soviel wie Würzburg, die Stadt München 81, von denen 44 von der Universität, 21 vom Kultusministerium und 16 von der Stadt verwaltet wurden, Augsburg 31, Nürnberg 18. Manche der Stiftungen ging bis ins sechzehnte Jahrhundert zurück. Dieser ganze Schatz an materiellen Werten, auch an Gemütswerten und edler Gesinnung, dieses ganze Vermächtnis der Väter ging bis auf kümmerliche Reste in der Währungskrise nach dem ersten Weltkrieg unter und wurde ins Massengrab der Inflation versenkt — ohne eine Gedenkrede, und wenn eine gehalten wurde, ist sie längst vergessen.

Von den Stiftungen der jüngsten Vergangenheit sei nur eine erwähnt, die uns hier besonders angeht. Sie ist einzig in ihrer Art: sie ist nicht währungsgefährdet, bei ihr ist der persönliche Charakter weitgehend gewahrt und die unmittelbare Beziehung zwischen Geber und Empfänger aufrechterhalten, indem die Nutznießer der Stiftung im Stiftungskuratorium vertreten sind oder eine direkte Verbindung zum Stifter besitzen und indem der Stifter laufend mit regem Interesse die Entwicklung seiner Stiftung verfolgt; sie stellt in Gesinnung und Tat ein leuchtendes Beispiel modernen Mäzenatentums dar, das weit über Deutschland hinaus ohne Vergleich dastehen dürfte. Es ist die „Friedrich-Baur-Stiftung“, errichtet 1953 von einem fränkischen Großhandelshaus, einem Familienunternehmen, in Burgkunstadt am Main. Von den Erträgen fließen vier Fünftel der Medizinischen Fakultät unserer Universität zu, vorzugsweise zum Ausbau und zur Unterhaltung des Friedrich-Baur-Instituts, das der Erforschung und

Behandlung der spinalen Kinderlähmung dient, und ein Fünftel der Bayerischen Akademie der Schönen Künste in München. Die freien Zuwendungen der Stifter betragen bis jetzt, in den fünf Jahren seit Errichtung der Stiftung, eineinhalb Millionen Mark, und es liegen Testamente vor, daß die Stiftung die Alleinerbin der drei Gesellschafter wird. Da diese kinderlos sind, wird ihnen die Stiftung unmittelbar in Besitz eines großen, jährlich viele Millionen umsetzenden wirtschaftlichen Organismus nachfolgen, womit sie gegen Währungskrisen gesichert ist.

Es gibt heute wenig Einzelpersonen mehr, die ein, modernen Verhältnissen entsprechendes, wirksames Mäzenatentum großen Stils ausüben könnten. Die großen Vermögen fließen heute nur noch in geringer Zahl in den Händen einzelner zusammen, sie häufen sich in wirtschaftlichen Unternehmen, in Firmen, Aktiengesellschaften, in Verbänden und Konzernen, in — „der Wirtschaft“. Nicht die in der Wirtschaft tätige Einzelperson, sondern die Firma, das Unternehmen, „die Wirtschaft“ ist heute als Mäzen aufgerufen. Damit hat die Gefahr der Entpersönlichung des Mäzenatentums auch auf die Geberseite übergriffen, mit dieser Entwicklung werden Problematik und Wandel des modernen Mäzenatentums noch deutlicher.

„Maecenates voco“, so lautet die Devise einer großen, zentralen Sammelstelle der Wirtschaft für Spenden zugunsten der Wissenschaft, des „Stifterverbandes der deutschen Wirtschaft“; „maecenates voco“, so tönt die Glocke des Stifterverbandes durch die Büros und Werkhallen der Betriebe, seit acht Jahren, und immer lauter.

Die Wirtschaft als Mäzen! — Nicht freier Wille allein hat dieses „Wirtschaftsmäzenatentum“ von heute hervorgebracht, wie man wohl behaupten darf. Der Entwicklung, die dazu führte, muß mit ein paar Worten gedacht werden, sie war zwangsläufig, wenn auch dieser Zwang noch nicht überall anerkannt wird.

Die Erschütterungen unseres Jahrhunderts, Kriege, Währungskrisen, Personalverluste, Nachwuchsmangel haben die deutsche Wissenschaft in eine Bedrängnis gebracht wie nie zuvor, dazu kam die Ausbildung neuer Wissenschaftszweige und die Notwendigkeit, die Forschungseinrichtungen zu vermehren. Im Jahre 1957 zählte München 289 Forschungsstätten (gegen 227 im Jahre 1953), Berlin-West 235 (205), Hamburg, das an dritter Stelle folgt, 151 (123). Gleichzeitig wurde die Wissenschaft immer teurer.

In einsichtsvollen Kreisen der Wirtschaft erkannte man die tödliche Gefahr, in der die deutsche Wissenschaft schwebte, man erkannte sie als eine eigene, tödlich für beide Teile. Nicht zuletzt dem Bunde mit der Wissenschaft hatte ja die Wirtschaft ihren märchenhaften Aufstieg im neunzehnten Jahrhundert zu verdanken, und in keinem anderen Land der Welt hatte die Wissenschaft die Technik so befruchtet wie in Deutschland.

Die Wirtschaft versuchte sich selbst zu helfen und tut dies heute in ständig wachsendem Maß, indem sie die Wissenschaft, soweit diese von unmittelbarem Nutzen für sie ist, gleichsam in sich hereinnimmt und selbst pflegt durch Ausbildung und Durchführung der werkeigenen Forschung, der verbandsgemeinschaftlichen Forschung und der Vertragsforschung. Im Jahre 1956 hat die deutsche Wirtschaft für ihre eigenen wissenschaftlichen Zwecke gegen 800 Millionen Mark ausgegeben, denen an Spenden 44,3 Millionen gegenüberstehen. Aber gleichzeitig wächst heute gerade in Wirtschaftskreisen die Erkenntnis, daß man wissenschaftliche Spezialisten notfalls wohl selbst heranbilden kann, aber nicht Menschen, ganze, gebildete, nicht bloß ausgebildete Menschen, daß man nicht imstande ist, den Eigenbedarf an *Persönlichkeiten* selbst zu decken und daß man daher auch die Hochschulen, und diese nicht bloß als Pflanz- und Pflegestätten der Wissenschaft, sondern auch als Erziehungs- und Bildungsstätten, fördern muß. Und ebenso tritt immer deutlicher ins Bewußtsein, daß aus der Wissenschaft nicht ein Teil, der wirtschafts- und betriebsnahe, der betriebsnützliche Teil, herausgebrochen und nur dieser unterstützt werden kann, ohne daß man Gefahr läuft, das Ganze und mit ihm am Ende auch den geförderten Teil zu verlieren, da die Wissenschaft eine Einheit bildet. Die Forderung nach Unterstützung der freien Wissenschaft, der zweckfreien Forschung, der Grundlagenforschung, der Geisteswissenschaften ist heute unüberhörbar geworden und wird von der Wirtschaft, zum mindesten von ihren führenden Vertretern, anerkannt. Man erinnert sich des Wortes Wilhelm von Humboldts, daß die Wissenschaft oft dann den reichsten Segen über das Leben ausgieße, wenn sie sich von diesem gleichsam zu entfernen schein.

Da mit den wachsenden Bedürfnissen der Wissenschaft die öffentlichen Mittel zu deren Befriedigung nicht ausreichten, mußte nach Formen gesucht, mußten Formen einer außerstaatlichen Förderung gefunden werden. Die Wirtschaft sprang helfend ein. Nach dem ersten Weltkrieg entstanden zentrale, vom Staat und der Wirtschaft zusammen oder von der Wirtschaft allein oder fast allein getragene Organisationen zur Förderung der Wissenschaften und des Nachwuchses, von denen genannt seien das „Deutsche Studentenwerk“, die „Studienstiftung des Deutschen Volkes“, der „Stiferverband der Notgemeinschaft“, die „Emil-Fischer-Gesellschaft“, die „Adolf-Baeyer-Gesellschaft“, die „Justus-Liebig-Gesellschaft“, die drei letzten für das Gebiet der Chemie, die „Helmholtz-Gesellschaft zur Förderung der physikalisch-technischen Forschung“, der „Verband technisch-wissenschaftlicher Vereine“, der schon 1916 gegründet worden war und bis 1930 achtundzwanzig Verbände zusammenschloß. Ähnlich verlief die Entwicklung nach dem zweiten Weltkrieg, für die lediglich der schon genannte „Stiferverband der deutschen Wirtschaft“, eine Gemeinschaftsaktion der gewerblichen Wirtschaft zur Förderung von Forschung, Lehre und Studium, angeführt sei.

Diese Gründungen erscheinen uns heute als sehr natürlich und zeitgemäß, aber es war wohl ein schweres Werk, sie ins Leben zu rufen, und es war eine große, namentlich Richard Merton zu dankende Leistung, nach dem zweiten Weltkrieg den Stiferverband zu neuem Leben zu erwecken und die Grundlagen zu seinem Wachstum und Ausbau mit solchem Erfolg zu legen, daß der Verband heute eine imponierende Gestalt gewonnen hat, indem er alle Spitzenverbände der deutschen gewerblichen Wirtschaft und mehr als dreitausend Vereinigungen, Unternehmungen und Einzelpersonen aus dem Handwerk, Gewerbe, Handel und der Industrie umfaßt und für die Wissenschaft Mittel flüssig zu machen in der Lage ist, die zwar noch nicht die erwünschte Höhe erreicht haben, aber eine unentbehrlich gewordene Ergänzung der Staatsmittel darstellen. Die Mitglieder sind beinahe nur Firmen, meist Aktiengesellschaften. Die Mittel werden demnach fast ausnahmslos nicht von Einzelpersonen gegeben und sie werden auch nicht unmittelbar an die Forschung verteilt, sondern sie fließen an zentrale Verteiler, an die Deutsche Forschungsgemeinschaft, die Max-Planck-Gesellschaft, die Studienstiftung des deutschen Volkes, sie gehen von Verband zu Verband, so daß man also, wenn man die Entwicklung unter dem Gesichtspunkt des Mäzenatentums und seiner persönlichen Seite betrachtet, sagen könnte: Mit dieser Entwicklung und bei dieser Art der Wissenschaftsförderung ist die unmittelbare Beziehung von Mensch zu Mensch geschwunden, der persönliche Zusammenhang zwischen Spender und Empfänger abgerissen, der höchste Grad der Entpersönlichung erreicht und ein Grundgedanke des Mäzenatentums erloschen, denn ein Kollektivum, eine Aktiengesellschaft, ist, wie damit nicht zum erstenmal festgestellt wird, kein Mäzen, ebensowenig wie ein Verband ein Mäzen ist, der die Aufgabe der Verteilung von Mitteln hat. Es ist bezeichnend, daß bei diesem Stand der Entwicklung an die Stelle der persönlichen Bindung, der persönlichen Geste, des persönlichen Dankes in der Regel der sachliche Rechenschaftsbericht, die sachliche Empfangsbestätigung tritt. Und es nimmt gar nicht wunder, daß bei einem solchen Mäzenatentum nicht selten die Frage gestellt wird: Wo ist unser Geld geblieben? Und daß die Antwort, auch wenn sie rechnerisch noch so korrekt bis auf den letzten Heller und gegenständlich noch so genau bis ins kleinste Detail gegeben werden kann und gegeben wird, doch manchen Spender unbefriedigt läßt, weil er dann wohl weiß, wohin das ganze Geld, aber nicht an wen speziell das seine geflossen ist.

Doch man soll die Problematik, die in einem solchen „Wirtschaftsmäzenatentum“ liegt, nicht übertreiben. Es gilt hier Ähnliches wie für den „Staat“ und die „Wissenschaft“. Wohl ist der Staat ein Abstraktum, aber hinter ihm stehen Menschen, verantwortliche Persönlichkeiten, Mittler, die nicht bloß ihr tägliches Aktenpensum erledigen, sondern hinter den Zahlen und Begriffen, Positionen und Betreffenden doch auch die Dinge und die Menschen sehen, Anregungen aufnehmen und geben und den künstlerischen und gelehrten Vereinigungen helfend zur Seite stehen, soweit sie es vermögen, die dies oft zusätzlich tun, meist ungenannt und unbekannt und oft auch ohne Dank; in gleicher Weise steht hinter „der Wissenschaft“ die Einzelpersönlichkeit des Forschers, wird „das Institut“ von seinem Vorstand und seinen Mitgliedern verkörpert und wird der wissenschaftliche Fortschritt durch die schöpferische Leistung des einzelnen Gelehrten erzielt — und so hat ja auch jede Aktiengesellschaft ihren Vorstand, der aus Personen zusammengesetzt ist, und immer geht der Impuls zu einem großherzigen Entschluß, die Wissenschaft zu fördern, von der Einzelpersönlichkeit aus. Warum sollte auf einer Gemeinschaft, die die Anregung eines einzelnen aufnimmt und verwirklicht, nicht auch der Glanz des Mäzenatentums ruhen? Er leuchtet um so stärker, wenn nicht bloß gesät wird, damit man ernten kann, wenn das

Zweckdenken zurücktritt, und je entschiedener anerkannt wird, daß die Wissenschaft eine Königin und nicht eine Bettlerin ist.

Die Freiwilligkeit der Spende ist allerdings die Voraussetzung. Auf der Generalversammlung des Stifterverbandes in Wiesbaden 1956 ist für die Spenden eine Meßzahl von einem Prozent der Dividende oder entsprechend der Gesellschaftsform von einem Prozent der Gewinnausschüttung bzw. des Gewinns festgesetzt worden. Das ist verständlich wegen der bis dahin bestandenen großen Unterschiedlichkeit in der Eigenbemessung der Leistung. Sollte aber aus der Gabe eine Abgabe, aus dem Geschenk eine Pflicht werden, dann freilich würde das Mäzenatentum erst jenseits dieser Pflicht und jenseits dieser Abgabe beginnen.

Damit sind wir an dem Punkt angelangt, an welchem noch von jener Form modernen Mäzenatentums die Rede sein muß, die uns selbst betrifft: von den Universitätsbünden, Universitätsgesellschaften, Hochschulgesellschaften, die heute unter diesem oder jenem Namen wohl an jeder deutschen Hochschule bestehen oder wieder erstanden sind. Auch sie haben ihre Vorläufer, gleich dem Stifterverband, so in der „Gesellschaft der Freunde und Förderer der Universität Bonn“ vom Jahre 1917 und in der, in den achtziger Jahren ins Leben getretenen „Göttinger Vereinigung für angewandte Physik und Mathematik“, die später in der Göttinger Universitätsgesellschaft aufgegangen ist.

Diese Vereinigungen haben mit dem Stifterverband das Ziel der Förderung von Forschung und Lehre gemeinsam, aber sie fördern im Gegensatz zum Stifterverband die Hochschulen und ihre Einrichtungen und eine jede fördert ihre Hochschule. Sie sind gleich dem Stifterverband notwendig, unentbehrlich, ein Segen für Wissenschaft und Lehre. Sie bilden das horizontal gegliederte, regionale Gegenstück zu der vertikal gegliederten zentralen Institution des Stifterverbandes. Sie sind unter sich nicht zusammengeschlossen, sie besitzen nicht die gesammelte, werbende, zwingende Kraft des Stifterverbandes, nicht dessen Wirkungstiefe, nicht die großen Mittel. Aber bei ihnen sind gewisse Grundgedanken des Mäzenatentums leichter zu wahren und zu verwirklichen. Sie haben nicht bloß Verbindung mit der „Wissenschaft“, der „Forschung“, sondern sie besitzen die unmittelbare Beziehung zur Person, zum Forscher und zur Forschungsstätte, zu ihrer Universität, zu deren Organen und Instituten, deren Bedürfnisse sie kennen. Sie bedienen sich keiner Zwischenstelle zur Verteilung ihrer Mittel, sondern verteilen diese selbst. Sie gleichen dem Arzt, dem Hausarzt, der die erste Hilfe bringt — und wie oft ist diese ausschlaggebend! Für sie ist kennzeichnend die weite Entfernung vom grünen Tisch, vom Zug der Instanzen, vom Konflikt der Kompetenzen, für sie ist kennzeichnend die Bodennähe, die Verbindung mit dem Land, und diese Verbundenheit gibt ihnen Farbe und Wärme. Dazu bieten sie eine seltene Möglichkeit, das Zusammengehörigkeitsbewußtsein unter den ehemaligen Universitätsangehörigen zu erhalten und zu stärken und ganz besonders die Beziehungen zwischen Wirtschaft und Wissenschaft, zwischen Wissenschaft und Praxis zu vertiefen.

So hat sich, wenn wir die Entwicklung des Mäzenatentums in Geschichte und Gegenwart überblicken, neben dem Einzelmäzen das Mäzenatentum von Gemeinschaften herausgebildet und entfaltet eine fruchtbare Tätigkeit.

Man mag das Mäzenatentum einer Gruppe, einer Vereinigung beurteilen wie man will, heute gilt es, den Erfordernissen einer verwandelten Welt gerecht zu werden und mit vereinten Kräften zu helfen.

In den Universitätsgesellschaften, und gerade in ihnen, liegt ein Rahmen vor, der es ermöglicht, die Gesinnung echten Mäzenatentums zu pflegen und in die Tat umzusetzen. Dank daher denen, die diese unsere Universitätsgesellschaft gründeten, Dank denen, die sie erneuerten, und doppelten Dank denen, die sie mit Inhalt und Leben erfüllen!

Der Vortrag ist, von einigen stofflichen Ergänzungen abgesehen, unverändert abgedruckt. Aus der sehr verstreuten Literatur seien mit Dank genannt: L. v. Wiese, Die Funktion des Mäzenatentums im gesellschaftlichen Leben (Kölner Universitätsrede), 1929; Gustav René Hocke, Maecenas und das Mäzenatentum (Jahresring 56/57), 1956; Wirtschaft und Wissenschaft (Mitteilungsblatt des Stifterverbandes für die deutsche Wissenschaft), 1953 ff.; Hermann Heimpel, Hochschule, Wissenschaft und Wirtschaft (in: Kapitulation vor der Geschichte? Gedanken zur Zeit), 2. Aufl., 1957.

